

Bernhard Hartmann
Dankesrede

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Freunde und Kollegen!

Ich erinnere mich noch gut an einen Satz, den ein Studienfreund einmal über einen gemeinsamen Bekannten sagte, als dieser sich längere Zeit erfolglos um eine Universitätsstelle bemühte: „In seiner Not nennt er sich jetzt Übersetzer.“ Dieser Satz traf mich, denn ich quälte mich gerade mit einer polonistischen Doktorarbeit herum und erwog das Übersetzen als berufliche Alternative zur Wissenschaft. Allerdings schien es auch mir allenfalls eine Notlösung, denn ich kannte niemanden, für den es mehr gewesen wäre als ein eher schlechter als rechter Broterwerb. Es ist also keine Selbstverständlichkeit, dass ich heute als freiberuflicher Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Texte hier stehe. Dazu bedurfte es vielmehr einiger wegweisender Begegnungen und Erfahrungen.

Am Anfang stand eine Begegnung mit Tadeusz Różewicz, der mir im Herbst 2004 im Anschluss an ein Gespräch für eine Theaterzeitschrift eine Manuskriptfassung seines Gedichts *Cóż z tego że we śnie* (deutsch: *Und sei's auch nur im Traum*) überließ und nichts dagegen hatte, dass ich mich an einer Übersetzung versuchte – noch heute staune ich manchmal, wie sorglos der große Dichter einem absoluten Anfänger einen zentralen Text seines Spätwerks anvertraute (immerhin ließ er das Ergebnis meiner Arbeit von deutschen Polonisten prüfen). Nicht weniger wichtig war die aus dieser Übersetzung resultierende Zusammenarbeit mit der Literaturzeitschrift „Sinn und Form“ und der unbestechlichen, aber immer gesprächsbereiten Redakteurin Heide Lipecky, die unerbittlich jede sprachliche Nachlässigkeit aufspürte und in langen Telefonaten über beste Lösungen meinen Sprachsinn schärfte. Ein dritter Meilenstein war im Oktober 2008 die von Dorota Stroińska und Renate Schmidgall geleitete und in vielerlei Hinsicht inspirierende deutsch-polnische Übersetzerwerkstatt in der hiesigen Villa Decius. Bei dieser Werkstatt wurde mir klar, dass ich mich nicht aus momentaner Not oder aus einer Laune heraus Übersetzer n e n n e , sondern tatsächlich Übersetzer b i n .

Ich merkte es paradoxerweise unter anderem daran, dass ich mich plötzlich ohne Bedenken Übersetzer n a n n t e (vorher hatte ich das oft vermieden und gesagt, „ich übersetze“). Vor allem aber verschaffte mir die übersetzerische Arbeit mit und an der Sprache eine Befriedigung, wie ich sie in der Wissenschaft nur noch selten spürte. Meine Begeisterung für Literatur- oder Kulturtheorien hatte sich im Laufe der akademischen Tätigkeit verflüchtigt, denn mit jeder neuen theoretischen Metaebene wuchs die Distanz zur Literatur, dem eigentlichen Objekt meiner Begierde. Das Übersetzen hingegen forderte den unmittelbaren Kontakt, hier konnte und kann ich im ungeschützten Verkehr mit wechselnden Texten der Liebe zum Wort frönen.

Natürlich zeigte sich bald, dass nicht jede Übersetzung dieselbe Lust bereitet. Manche Texte sind spröde, andere verlieren ihren Reiz, sobald das Make-up herunter ist. Mit noch anderen lasse ich mich nur ein, weil ich auf die Mitgift spekuliere oder mir einen sonstigen Nutzen verspreche. Mitunter sind es aber gerade die auf den ersten Blick wenig attraktiven Texte, die mir im Laufe der Arbeit ans Herz wachsen. Diese Unwägbarkeit schätze ich am Übersetzerdasein ebenso sehr wie den Wechsel zwischen der zurückgezogenen Arbeit am heimischen Schreibtisch und dem kommunikativen Drumherum, dem Austausch mit Autoren, Redakteuren und Kollegen, den Lesungen, Werkstätten und anderem mehr.

Ein weiterer interessanter Aspekt des Übersetzens ist, dass die Beschäftigung mit dem Anderen mitunter zu einem klareren Verständnis des Eigenen führt. Wenn ich übersetze, beschäftigt mich ab einem bestimmten Punkt nicht mehr vorrangig der polnische Ausgangstext, sondern die Suche nach dem passenden deutschen Ausdruck. Ich arbeite dann fast nur noch mit Wörterbüchern oder Grammatiken des Deutschen, wobei ich regelmäßig auf schmerzliche Lücken stoße, bisweilen aber auch ungeahnte Möglichkeiten entdecke. Als ich das zum ersten Mal merkte, war es ein Aha-Erlebnis, das mich an meine frühen Polen-Aufenthalte erinnerte. Damals war ich von vielem fasziniert, ich staunte über vieles und stellte irgendwann fest, dass meine Faszination und mein Staunen nicht zuletzt daher kamen, dass ich die Dinge mit deutschen Augen sah. Ich erlebte auch Situationen, in denen ich als Deutscher angesprochen wurde und in denen es ungehörig gewesen wäre, diese Zuschreibung zurückzuweisen oder zu relativieren, weil es bedeutet hätte, die grundlegende Verschiedenheit der historischen Erfahrung oder der kollektiven Wahrnehmung von Deutschen und Polen zu leugnen.

Vielleicht sind das die beiden Fundamente der Übersetzerexistenz: die Liebe zum Wort, die sich manifestiert in intensiven Lektüren und in der beharrlichen Suche nach dem treffenden zielsprachigen Ausdruck, und das Bewusstsein der elementaren Verschiedenheit von Sprachen und Kulturen, die diese Suche sowohl nötig macht als auch immer wieder erschwert.

Der – im Vergleich zur Wissenschaft – größte Vorzug des Übersetzerseins besteht darin, dass man sein Tun nicht unablässig reflektieren muss. Wenn es gut läuft, wenn die Kinder gesund sind und die Auftragsbücher voll, dann kann man einfach vor sich hin übersetzen. Trotzdem kommt gelegentlich der Wissenschaftler in mir aus seiner Schmollecke und will genauer wissen, was ich da tue. Ich antworte mal so, mal so. Literarische Texte stellen andere Anforderungen als wissenschaftliche, vom Dolmetschen bei Gesprächsveranstaltungen ganz abgesehen. Und auch die Stimmung spielt eine Rolle. In stolzen Augenblicken halte ich mich für einen Sprachbildner, der die vom Autor aus dem Material seiner Sprache gehauene Gestalt im ganz anders beschaffenen Material der eigenen Sprache nachbildet und dabei der dem Werk zugrundeliegenden Idee manchmal näher kommt als das Original.

In demütigeren Momenten komme ich mir vor wie ein Fuhrmann, der mit seinem Eselskarren über die Brücke zwischen den Sprachen und Kulturen holpert und immer wieder anhalten muss, um aufzusammeln, was vom Wagen fiel – sofern es nicht schon, was oft genug vorkommt, über den Brückenrand gerollt und im Abgrund verschwunden ist.

Seite 3

Ob Sprachbildner, ob Fuhrmann – ich bin Übersetzer. Allerdings noch nicht lange genug, als dass ich ernsthaft damit hätte rechnen können, schon jetzt in den illustren Kreis der Karl-Dedecius-Preisträger aufgenommen zu werden. Umso mehr danke ich der Jury, dem Deutschen Polen-Institut und der Robert Bosch Stiftung, die auch schon die Schulpartnerschaft gefördert hat, in deren Rahmen ich im Frühjahr 1989 zum ersten Mal nach Polen kam.

Vielen Dank!